

Grundfragen der Pfarrerausbildung heute

I. Probleme der Pfarrerausbildung

1. Als eines der vordergründigsten Probleme gilt heute die Tatsache, daß es unter den Theologen eine Angst vor dem Beruf gibt, und der Schritt vom Studium in die Praxis so schwerfällt, daß oft Ausweichmöglichkeiten oder Hinauszögerungsversuche erwogen werden.¹⁾ Woher kommt das?

Die Theologie, die auf der Hochschule geboten wird, versteht sich als Wissenschaft. Ihr erstes und grundlegendes Anliegen ist, reine Wissenschaft, aus Freude an ihr selbst, zu vermitteln. Dieses Anliegen ist zunächst zweckfrei: im Hintergrund steht die Neugierde, das Fragen, die Forschung, der Trieb nach Ergründung von Zusammenhängen und Sinnfragen. Wissenschaft aber ist immer auch mit einem konkreten Zweck verbunden, der auf eine hochqualifizierte Praxis aus ist, dient also zugleich einer soliden Berufsausbildung. Die Theologie soll also gleichzeitig den Schritt von der wissenschaftlichen Praxis in die berufliche – das ist hier: kirchliche Praxis – vollziehen helfen. In dieser Beziehung aber fühlt sich der Absolvent des Theologiestudiums weithin im Stich gelassen. Wagt er den Schritt in die Praxis trotzdem oder ist er (aus äußeren Gründen) dazu gezwungen, so kommt er leicht in Gefahr, sein wissenschaftliches Rüstzeug über Bord zu werfen, weil er meint, damit nichts anfangen zu können, will er sich anpassen und in der Praxis durchsetzen. Oder er gerät mit seiner wissenschaftlichen Ausbildung auf Widerspruch und Widerstand, weil er damit nicht zur Praxis und damit „zu den Herzen“ vorstoßen kann, und gerät so in einen inneren Konflikt. Die dritte Möglichkeit, mit Hilfe seines wissenschaftlichen Rüstzeuges etwas Neues zu bauen, das zur kirchlichen Praxis, in der er steht, einen Bezug hat und ihm darin geradezu beisteht, ist der seltenste Fall.

Woraus ergibt sich der Widerspruch zwischen wissenschaftlicher und kirchlicher Praxis, zwischen Forschung und Beruf? Es ist in den letzten Jahren wiederholt betont worden²⁾, daß eine theologische

Arbeit ohne Praxisbezogenheit sich weitgehend im Sand verläuft. Ihr droht die Gefahr, sich in Konstruktionen und Spekulationen, in Einzelheiten und Kleinigkeiten zu verlieren. Andererseits ist die kirchliche Praxis in Gefahr, sich zu verselbständigen, auf wissenschaftliche Kontrolle zu verzichten und so in unkontrollierten Traditionalismus oder in einfache Erbaulichkeit zu verfallen. Das geschieht dort, wo wissenschaftliches Interesse und Ausbildung für den zukünftigen Beruf in Widerspruch geraten sind. Muß dieser Widerspruch unaufgearbeitet ausgetragen werden, so führt er bei den davon betroffenen Menschen zu Krisen oder Identitätskonflikten.

Damit ist aber zugleich gesagt, daß das Problem von Theorie und Praxis nicht gesehen werden darf als das Problem von Hochschule und Berufsausübung. Die Hochschule gibt nicht die Theorie für die Praxis des Berufes ab. Der Ausdruck „wissenschaftliche Praxis“ soll besagen, daß hier, genau wie im Beruf, schon eine Praxis sichtbar wird: denn auch die Ausbildungsstätte, das Leben darin, die Strukturen, von denen es bestimmt ist, die Vorbilder, Kommunikationsformen usw. stellen eine bestimmte Praxis dar, die mit der Theorie der Wissenschaft zugleich vermittelt wird, auch wenn Forschung freilich primär von theoretischem Interesse und Beruf primär von praktischem Interesse geleitet ist. Diese Feststellung wird für die Behandlung des Theologiestudiums im dritten Teil unseres Vortrages erhebliche Konsequenzen haben.

2. Der Widerspruch, der zwischen wissenschaftlichem Forschungsinteresse und kirchlicher Praxis entsteht, muß in der Existenz des betreffenden Theologen während seines Studiums oder in seinem Beruf als Pfarrer ausgetragen werden. So wird zunächst das Studium als ein Spannungsfeld erfahren, in dem der Konflikt zwischen einem vorausgesehenen oder angestrebten Berufsbild und einer bestimmten dazu vorgenommenen wissenschaftlichen Erziehung ausgetragen wird, auf der Grundlage einer bestimmten persönlichen Einstellung und Lebensgewohnheit. Bevor wir zum Problem der Berufsperspektive kommen, müssen wir darum den Menschen etwas näher ansehen, der dieses Studium ergreift und nachher diesen Beruf ausüben wird.

So ist zunächst die soziologische Herkunft der Theologiestudenten zu beachten, die – soweit ich das übersehe – zeigt, daß der Anteil der Pfarrer, die aus Akademikerkreisen stammen, besonders der Anteil der Pfarrerskinder, noch immer erheblich groß ist.³⁾ Durch die

Spracherlernung wirkt sich die Auslese der Theologiestudenten noch stärker in der Weise aus, daß traditionell Veranlagte das Studium ergreifen. Das begünstigt – so kann gefolgert werden⁴⁾ – eine Befangenheit in traditionellen Lebensformen und Denkweisen und hat eine daraus folgende Abschließung von bestimmten Sektoren der Gesellschaft zur Folge, während der Herkunftsbereich der Betroffenen als nichtrepräsentativ angesprochen werden kann. Dadurch besteht auch die Gefahr, daß die zukünftigen Amtsträger von einer bestimmten exklusiven gesellschaftlichen Schicht getragen werden, während sie für andere, breitere und heute vielleicht einflußreichere gesellschaftliche Gruppierungen mehr und mehr bedeutungslos werden. Das kann zur Isolierung, in die Anonymität und zu einem Wirklichkeitsverlust im Bewußtsein des Betroffenen führen.

Die Beobachtungen über die soziale Herkunft der Theologiestudenten zeigen auch, daß diese zum größten Teil aus einer religiös geprägten Umwelt kommen, wodurch zum Gedanken der gesellschaftlichen auch der weltanschaulich-kulturellen Isolierung und Exklusivität hinzukommt. Wenn das auch während des Studiums oft anders wird und individuelle Korrekturen an der religiösen Einstellung und der persönlichen Art der Frömmigkeit erfolgen, ist das hier doch von Bedeutung. Denn es führt zu einer subjektiven individuellen Emanzipation, indem man Distanz zur eigenen religiösen Herkunft gewinnt. Das Problem der religiösen und glaubensmäßigen Herkunft, die während des Studiums diese Korrekturen erfährt, bleibt indessen oft unbewältigt, unaufgearbeitet und daher belastend. Dies ist vielleicht auch einer der Gründe der Berufsangst: weil der Betreffende in der Berufspraxis eben dieser Lebenssphäre wieder begegnet, die er in sich überwunden zu haben meint und der er gegenüber darob im Widerspruch steht. Die Tatsache, daß ein Großteil der Theologiestudenten durch ihre soziale Herkunft relativ traditionelle Strukturen begünstigen, soll aber nicht außer acht lassen, welche positive Auswirkungen sich daraus ebenfalls ergeben können. Besonders die Pfarrerskinder unter den zukünftigen Amtsträgern sollten nicht nur unter dem Gesichtspunkt der Gefahr gesehen werden, die eine kastenähnliche Sonderstellung (die sie durch Herkunft, Erziehung und dem, was sie dadurch den anderen „voraus“ haben) für ihre persönliche Entwicklung mit sich bringt. Sie können die Funktion der Vermittlung wahrnehmen. Indem sie

– sozial gesehen – zwischen gegensätzlichen Sozialgruppen stehen, können sie menschlich, aber auch weltanschaulich-kulturell – zur Überbrückung von Gegensätzen beitragen. Diese Schau wird im übrigen durch die Feststellung bestätigt, daß auch andere Sektoren (Gesellschaft, Wissenschaft und Kunst) aus dem evangelischen Pfarrhaus viele Begabungen rekrutiert haben.

Die Einstellung der Theologiestudenten zu ihrem Studium ist widersprüchlich: sie ist recht kritisch, aber aus den kritischen Erkenntnissen werden keine persönlichen Konsequenzen oder gar Handlungsweisen gegen den Pfarrberuf abgeleitet, sondern die Kritik wird integriert in eine „Zwiespältigkeits-Einstellung“ gegenüber dem Pfarramt.⁵⁾ Die „Zwiespältigkeit“ und „Widersprüchlichkeit“ dieser Lage führt zu einer mehr oder weniger großen Identitätskrise des Theologiestudenten. Sie wird noch verschärft durch den Konflikt zwischen dem Berufsbild, das man sich während dem Studium erarbeitet oder an den Professoren beobachtet hat, und dem Berufsbild, das sich aus den Erwartungen der Gemeindenpraxis oder den Ansprüchen der Kirchenleitung ergibt. Es ist daher von entscheidender Bedeutung, welches Berufsbild des Pfarrers in der theologischen Ausbildung vermittelt wird, das zur Zielvorstellung des Theologiestudenten werden könnte, zugleich aber auch praxisbezogen ist. Es soll – wenn auch kritisch – angenommen werden und dazu verhelfen, daß die Identitätskrise überwunden wird und die Selbstfindung erfolgt. Eine Beschäftigung mit der Berufspraxis des Pfarrers trägt darum zur Lösung unserer Frage gewiß Entscheidendes bei.

3. Die Berufspraxis für die sich der Theologiestudent vorbereitet und mit der er sich schon während des Studiums kritisch auseinandersetzt, ist heute von einer Reihe von „Leitbildern“ belastet.⁶⁾ Von welchem Leitbild könnten wir ausgehen?

Es muß zunächst allgemein darauf hingewiesen werden, daß in der gegenwärtigen Diskussion der Gedanke des Leitbildes mehr und mehr abgelöst wird durch den Gedanken des Rollenbildes und die Frage nach dem Berufsbild mehr und mehr zur Frage nach dem Berufsfeld wird. Ausgangspunkt dafür ist die Meinung, daß über Probleme der Kirche und den Beruf des Pfarrers sachgemäß nur noch empirisch-kritisch gesprochen werden kann, also indem man von der konkreten Wirklichkeit ausgeht, sie kritisch untersucht und sie unter dem Aspekt ihre Veränderung und Verbesserung be-

trachtet. Rollenbild besagt hier: auch der Pfarrberuf wird als Rollenmuster gelernt und nimmt als solcher eine bestimmte gesellschaftliche Position ein. Die Rolle, die ein Beruf spielt, ist von Normen abhängig, die aus den Erwartungen bestimmter sozialer Gruppierungen kommen. Der Rollenträger (hier der Pfarrer, der ein wissenschaftlich ausgebildeter Theologe ist) hat auch gewisse Erwartungen von seinem Beruf. Das Widerspiel der Erwartungen des Rollenträgers mit denen der Gesellschaft bildet das Rollenhandeln. Es besteht in einem ständigen Ausgleich der eigenen Rollendeutung mit der Fremdbestimmung der Rolle. Rollenhandeln führt daher immer in potentielle oder aktuelle Konflikte. Wenn dazu die Normen unklar sind, an denen die Rollenbeziehung ausgerichtet ist, kommt es zu Orientierungsstörungen. Offizielle Ziele kirchlichen Handelns in den Kirchenordnungen z. B., die sehr allgemein gehalten sind, können die Wahrnehmung von Normen erschweren, und Anforderungen, die aus der Rollenerwartung der Gesellschaft kommen, als „uneigentlich“ hinstellen. Solche Unklarheiten über die richtige Rolle führt zu den genannten Orientierungsstörungen. Aber es kann auch geschehen, daß der Betreffende nicht die Kraft aufbringt, sich mit der Rollenerwartung der anderen überhaupt auseinanderzusetzen. Dadurch entstehen Distanzierungsstörungen, die zwanghafte oder ziellose Handlungen zur Folge haben. Dies wiederum kann auch zu Kontaktschwierigkeiten mit den kirchlichen Rollenpartnern führen, die ihre Rolle eben anders auffassen und bewältigen, wie auch zur Isolierung von der Außenwelt, die durch den gesellschaftlichen Status des Pfarrers noch verstärkt wird.⁷⁾

Solche Schwierigkeiten im Beruf können ebenfalls zu schweren Identitätskrisen führen. Die Folge davon ist oft eine Erschütterung des theologischen Bezugssystems, das man sich angeeignet hat. (Frage: „Kann ich überhaupt noch Pfarrer sein?“). Besonders die dialektische Theologie hat dieses Gegensatzdenken stark geprägt, wenn sie zwischen „Eigentlichkeit“ des Verkündigungsauftrages und der „Uneigentlichkeit“ des pfarramtlichen Alltages so stark unterschied. Die angegriffene Identität ruft das Gefühl hervor, entfremdete, uneigentliche Arbeit zu leisten, weil der „pfarramtliche Alltag“ denn ebenso aussieht und nicht geändert werden kann und für das „Eigentliche“ keine Kraft und Zeit mehr übrig bleibt, aber auch oft dies Eigentliche gar nicht erwartet oder in Anspruch genommen wird. Das wiederum führt oft genug zum Empfinden, auf

verlorenem Posten zu stehen, nicht Erfolg zu haben, vergebliche Arbeit zu leisten. Das Gefühl der Überforderung, der Mangel an Fortbildungsmöglichkeiten, die mangelhafte oder flüchtige Vorbereitung wichtiger Dinge erzeugt das bekannte „schlechte Gewissen“ des Pfarrers, das leicht zu weiteren persönlichen (psychischen) Störungen führen kann. Über die Schwierigkeiten, die sich aus dem „Ein-Mann-System“ ergeben, der so viele Aufgaben zu erfüllen und so Verschiedenes zu tun hat, werden wir im nächsten Hauptteil ausführlich handeln. Es ist darum eine wichtige Aufgabe des Pfarrers (und schon des Theologiestudenten), sich mit seiner Berufsrolle auseinanderzusetzen, sie kritisch anzunehmen und sie zu verwirklichen, indem versucht wird, die darin enthaltenen Widersprüche aufzuheben.

II. Ziel der Pfarrerausbildung

Die zweite entscheidende Frage, die bei der Pfarrerausbildung berücksichtigt werden muß, ist die Frage nach dem Dienst, auf den diese Ausbildung hin geschieht, nach dem „Berufsfeld“ des Pfarrers. Wir haben im letzten Abschnitt wohl bemerkt, wie sehr die Frage nach der Berufspraxis geradezu auf die Frage nach dem Berufsfeld drängt.

1. Das Handeln des Pfarrers gilt in erster Reihe der Kirche. Es ist seit altersher mit den Begriffen des „Amtes“ und speziell mit dem Stichwort „Auftrag“ beschrieben worden. Die theologische Reflexion über den Auftrag, über Ziele und Inhalte kirchlicher Arbeit behält seine Gültigkeit und Bedeutung. Zu erwähnen wäre, daß der Kontrast zwischen diesem Auftrag und den Alltagsfunktionen der Kirche — der, wie wir gesehen haben, zu Konfliktsituationen in der Existenz des Pfarrers führt, nur bewältigt werden kann, wenn man auch den „funktionellen Aspekt“ der Kirche im Auge hat, der aufgrund empirisch-kritischer Betrachtungsweise gewonnen wird.⁸⁾ Hier wird die Kirche nicht von ihrem theologischen Selbstverständnis beurteilt, sondern darnach, welche Funktionen sie hat und wie sie diese erfüllt. Dabei stellt sich heraus, daß die Kirche vor allem für zwei Gebiete noch immer „zuständig“ ist:

a) für die Darstellung und Vermittlung von grundlegenden Werten (Normen, die als christlich gelten: Nächstenliebe, Friedfertigkeit, Verständnis, Vergebungsbereitschaft, Gehorsam, Demut). Das ist ihre „lehrende Funktion“; und

b) für den Bereich des Helfens, vor allem der seelsorgerlichen Begleitung in Krisensituationen (Trauer, Krankheit, Familienkonflikte usw.), bei eingeschränkten Lebensmöglichkeiten (Einsamkeit, Alter, Gebrechlichkeit usw.), für karitative Hilfe an Notleidenden sowie die helfende Begleitung an den Knotenpunkten des menschlichen Lebens (Pubertät, Eheschließung, Elternschaft usw.). Von hier aus gesehen gibt es jedoch auch die „funktionale Frustration“, d. h. die Unzufriedenheit mit der Art, wie die Kirche diese Funktionen wahrnimmt, wenn sie sich lieber von ihrem „eigentlichen Auftrag“ leiten läßt. Darum macht diese „funktionelle Theorie“ geltend, daß die zukünftige Entwicklung der Kirche wesentlich davon abhängen wird, in welcher Weise sie ihre Aufgaben innerhalb dieser Bereiche wahrnimmt und nicht so sehr davon, wie sie sich außerhalb dieses Aktionsraumes engagiert. Eine reflektierte Bejahung und kritische Wahrnehmung der Aufgaben in diesen Funktionsbereichen wird nicht in Gegensatz zum „Auftrag der Kirche“ zu stehen kommen. In der Praxis muß der theologische Verkündigungsauftrag mit diesen Funktionen verbunden werden. Die Verkündigung soll „in, mitten und unter der funktionalen Wahrnehmung“ deutlich gemacht werden.⁹⁾

Die Erfahrungen¹⁰⁾ zeigen weitgehend eine Diskrepanz zwischen den Erwartungen an die Kirche und der theologischen Zielsetzung vieler Pfarrer. Wenn zwar die Volkskirche auch immer mehr zusammenbricht, ist es doch so, daß sich heute noch immer viele Kirchen in der „volkskirchlichen Situation“ befinden. Es kann sich darum für die Kirche – und nicht nur für den Pfarrer – auf die Dauer als schädlich erweisen, wenn man verzichtet, auf solche Erwartungen einzugehen. Es ist erstaunlich festzustellen, wie oft sich die Kirche genau dem entzieht, was ihr an Erwartungen entgegengebracht wird. Der Grund hierfür liegt dann darin, daß Kirche und Gesellschaft als genaues Gegenüber gesehen werden. Gesellschaftsbezogene Überlegungen innerhalb der Kirche werden als Formen des Unglaubens betrachtet. Die Distanz zwischen Kirche und Gesellschaft wird herausgestrichen. Ist das richtig?

2. Nein. Die volkskirchliche Situation legt es dem Pfarrer nahe, die Bezüge zur Öffentlichkeit mit ihren Erwartungen oder Verpflichtungen zu pflegen und auszubauen. Das geschieht durch Besuche oder durch Gruppenarbeit, die über den Rahmen des Konventionellen hinausgehen, durch Mitgliedschaft in Vereinen, Wahrnehmung von Einladungen im Zusammenhang mit Amtshandlungen, Kontakte zu

den Kommunalbehörden, Verbindung zu Anstalten und Jugendheimen, durch diakonische Arbeit, ja überhaupt durch Öffentlichkeitsarbeit des Pfarrers. Die Diakonisierung von Kirche und Theologie gegenüber der Öffentlichkeit ist nicht allein durch das Verhalten der Gesellschaft gegenüber der Kirche zustande gekommen, sondern auch mit durch das Verhalten der Kirche. Dieses führte letztlich zur „Emigration der Kirche aus der Gesellschaft.“¹¹⁾

Die zunehmende Entkirchlichung – soweit davon mit Recht gesprochen wird, – hat nicht verhindert, daß das Christentum als „allgemeine Welt- und Lebensmöglichkeit“ präsent ist.¹²⁾ Eine nicht kirchengebundene Religiosität ist immer noch sehr verbreitet und eine volkskirchliche Frömmigkeit existiert auch heute noch fast überall, die darin besteht, daß man „so etwas wie Gott“ nicht ganz ablehnt. Eine „Zuwendung“ zur Gesellschaft im Sinne der „Konversion zur Welt“ würde sich also nicht nur von der theologischen Position in bezug auf Welt und Gesellschaft nahelegen, sondern auch vom Dienst an der Öffentlichkeit, wie er von ihren Erwartungen und ihrem Verständnis der Kirche her gesehen wird. Wenn man in der Abwendung von der Gesellschaft historisch bedingte (und nur zu gewissen Zeiten notwendige) Phänomene erblickt, so sollte das Beharren auf solchen Positionen nicht der Wahrnehmung einer entscheidenden Funktion der Kirche im Wege stehen. Das Ja zur volkskirchlichen Frömmigkeit, das Erkennen der Chance, die die Kirche durch ihr öffentliches Auftreten hat, die Bejahung der öffentlichen Arbeit und der Kontakt mit Behörden und Veranstaltungen der Öffentlichkeit sowie das Ansehen des Pfarrers in der Öffentlichkeit überhaupt führt demnach ebenfalls – wie andere theologische Erwägungen auch – zu einem Ja zur Gesellschaft und zum betreffenden gesellschaftlichen System, in das die Kirche durch Gottes Willen hineingestellt ist. Gerade so kann die Kirche Aufgaben an der Gesellschaft wahrnehmen und Funktionen ausüben, die nicht nur den Erwartungen der volkskirchlichen Öffentlichkeit entsprechen, sondern dem Auftrag Gottes, der Botschaft des Evangeliums: sie stehen demnach nicht im Gegensatz dazu, sondern sind Erfüllung dieses Auftrages.

3. Gerade von den letzten Erwägungen her ergibt sich nun auch die Frage nach dem Dienst in der Einzelgemeinde, der Parochie, die noch immer das Schwergewicht der Tätigkeit des Pfarrers bildet. – Wie sieht dieser Dienst aus?

Wir haben bei unserer letzten Minderheitskirchenkonferenz 1970 schon festgestellt, daß das althergebrachte Zeitbild von der Gemeinde „Hirt und Herde“ nicht mehr entspricht.¹³⁾ Auch das alte Leitbild des Vaters ist für die Lage der modernen Gemeinde, besonders also der großen Städte, nicht mehr zutreffend, wenn es auch für kleine Gemeinden, besonders wohl in Minderheitskirchen, noch heute seine Gültigkeit haben mag. Der Strukturwandel der Gemeinde macht sich bemerkbar. Die Intensivierung und Dynamisierung aller Lebensprozesse, die Mobilität und Anonymität unserer Gesellschaftsformen, die Auflösung der Nachbarschaften, der Konventionen, die Differenzierung der Lebensverhältnisse (es gibt heute ungefähr 20 000 Berufe!) führt — wo sie eingetreten ist — zu einem unverkennbaren Wandel. Aber nicht nur, weil die Gemeinde mündig geworden ist und das Bild ihr nicht mehr entspricht, sondern auch, weil der Pfarrer wegen Überforderung diesem Leitbild nicht mehr entsprechen kann, muß Abhilfe geschaffen werden. Bei der „patriarchalischen Stellung“ des Pfarrers ist er der allein verantwortlich Tätige in der Gemeinde: seine Mitarbeiter sind nur für Hilfeleistungen da, der Pfarrer scheint unersetzlich. Das ist auf die Dauer nicht mehr möglich.

Wir plädieren hier nicht für eine Auflösung des Parochialsystems, aber für eine Auflockerung der starren parochialen Struktur, besonders in den größeren Gemeinden. Eine Intensivierung kirchlicher Arbeit, auch außerhalb der parochialen Struktur, ist darum zu begrüßen. Aber die Problematik, die sich besonders aus dem Pfarrermangel und aus dem Ruf nach Spezialisierung ergibt, ist auch nicht einfach durch die Auflösung des Parochialsystems zu bewältigen. Freilich muß bedacht werden, daß früher die Parochie die wesentliche stabile und kontinuierliche Form der Gemeinde sein konnte, nachdem sie klein und überschaubar war. Wo das nicht mehr der Fall ist, kann diese Struktur so nicht mehr genügen. Ein Pfarrer betreut heute in den meisten großen Kirchen wohl zwischen 2 500 und 3000 Seelen. Die Vermehrung der Pfarrerstellen bzw. die Zellenteilung größerer Gemeinden in mehrere Parochien ist angesichts des Pfarrermangels eine Illusion geworden. Daher müssen neue Wege zur Bewältigung dieses Problems gesucht werden.

Die Gemeinde ist die Grundlage, auf die sich die Unabhängigkeit des Pfarrers stützt, ein Motiv, das stark für die Aufrechterhaltung des Parochialsystems spricht. Aber zugleich ist diese Gemeinde-

organisation auch die Ursache für die Überlastung und Zersplitterung im Aufgabenbereich des Pfarrers. Sollte man sie trotzdem aufrechterhalten, so könnte sie sich bei dauernder Zunahme nur als „Predigtgemeinde“ und „Kasualmaschine“ aufrechterhalten: Die Seelsorge, um derentwillen die parochiale Struktur erhalten wurde, wäre kaum noch möglich. Entscheidend aber für das starre parochiale System ist die Herausbildung eines monokratischen Amtsverständnisses des Pfarrers, das gerade Aufgabenteilung und Spezialisierung unmöglich macht. Es geht folglich darum, daß der Pfarrer, der weithin der einzig verantwortliche Träger des Amtes ist, Funktionen abgibt: an Kollegen (in größeren Gemeinden), an ehrenamtliche Körperschaftsmitglieder und an kirchliche Mitarbeiter, wobei zugleich eine Spezialisierung einzelner angestrebt wird. Das kann zu einer besseren Erfüllung der vielfältigen und zahlreichen Aufgaben führen. Und umgekehrt: je mehr die Aufgaben der Gemeinde in ihren spezifischen Anforderungen hervortreten, desto weniger sind sie auf eine monokratische Weise zu bewältigen.

Die Zusammenarbeit ist darum eines der wichtigsten Erfordernisse der Zukunft. Sie ist nur möglich durch eine Leitung in gemeinsamen Beratungen. Außer den Pfarrern, die in der Gemeinde tätig sind, sollten dazu der Gemeindegemeinderat und — in einem weiteren Schritt — fallweise auch die Mitarbeiter herangezogen werden. Jeder Pfarrer hat festgelegte Verantwortungsbereiche, wobei die Aufteilung nach Spezialisierung oder turnusmäßig erfolgen und dabei auf Bezirkseinteilung weitgehend verzichtet werden kann. Zusammenarbeit aber ist eine Kunst, die man erlernen muß. Unser Erziehungsideal war einst das des isolierten Theologen. Gerade dies Heraus-treten aus der Isolation und das Erlernen der Kooperation muß schon bei der theologischen Ausbildung beginnen.

III. Grundlagen der Pfarrerausbildung

1. Die Grundlage der Pfarrerausbildung ist — davon waren wir ausgegangen — das Fundament, auf dem das ganze Gebäude der Kirche steht. Diese Grundlage ist nach dem Gleichniswort Jesu das Hören und Tun des Wortes, mithin das Wort Gottes in Christus selbst. Das Wort Gottes, als Lehre formuliert, führt zur Theologie. Die Theologie ist somit das Fundament, auf dem die Pfarrerausbildung ruht.

Das ist also nicht nur eine empirische Feststellung, sondern ist selbst eine theologische Aussage.

Es ist wichtig, das Verhältnis von Theologie und Kirche richtig zu sehen. Zwischen beiden soll eine „relationale Distanz“ bestehen: der Studierende muß die Kirche in das Examen der Theologie nehmen und die Theologie in das Examen der Kirche.¹⁴⁾ Theologie darf demnach nie selbstgenügsam sein.

Die Selbstgenügsamkeit unserer heutigen Theologie kommt daher, daß ihr der praktische Bedeutungsrahmen verlorengegangen ist. Daher stößt sie zunehmend ins Leere.¹⁵⁾ Der Widerspruch zwischen theologischer und kirchlicher Praxis beruht auf dem Verlust der Praxis in der Theologie. Über der zunehmenden Einzelforschung geht der Blick für das Ganze verloren. Die Spezialisierung führt dahin, daß wissenschaftliche Fachleute auf den Hochschulen über die richtige oder falsche Auslegung der Bibel urteilen, während davon nahezu unberührt praktische Fachleute in der Kirche über die richtige oder falsche Organisation kirchlicher Strukturen befinden. Schleiermachers wegweisende Bestimmung der Einheit von Theologie und Praxis ist zerbrochen.¹⁶⁾ Das bedeutet konkret eine Überbewertung der historisch-kritischen Fächer (Exegese, Hermeneutik) und ruft nach einer neuen Besinnung über die Rolle der praktischen (und auch der systematischen) Theologie. Theologie darf weder in Dogmatismus noch in Historismus und ebenso nicht in platten Empirismus verfallen. Aufgabe der praktischen Theologie ist es, als kritische Disziplin dieser Gefahr zu steuern. Praktische Theologie ist nicht pragmatisch, sondern systematisch-praktisch und empirisch-kritisch engagiert.

Theologie ist aber nicht nur Lehre im Sinne des Gelehrten, der Lehrnorm, sondern auch Lehrvorgang, das Geschehen des Lehrens. Das führt – methodisch betrieben – zum Studium.

2.1. Das Studium dient dem Erlernen wissenschaftlicher Haltung und Arbeitsweise. Das ist neben dem Ziel, auf eine Berufsausübung vorzubereiten, von entscheidender Bedeutung. Denn hier ist nun gerade auf diese Weise auch einem in der Einleitung erwähnten Problem zu begegnen: Die Situation der Welt verändert sich, und die Probleme sind in einigen Jahren oder Jahrzehnten andere. Würde das Studium nur auf das „Heute“ oder ein unbekanntes „Morgen“ ausrichten, so könnte es unbrauchbar werden. Würde es nur Rezepte mitgeben oder ein Rollenbild lediglich aus der Empirie

(auch aus der kritischen Empirie) erarbeiten, so könnte das bald nicht mehr entsprechen. Theologie aber leitet an, selbständig weiterzuarbeiten, und sich dann in jeder – auch unvorhergesehenen Situation – kritisch zurechtzufinden und eigene Entscheidungen zu treffen. Studium bedeutet also nicht – um ein Bild aus der Technik zu verwenden – eine Batterie aufzuladen, die dann Jahrzehnte mehr oder weniger starken Strom liefert, je nachdem sie sich verbraucht, sondern eine Lichtmaschine aufzubauen, die imstande ist, sich den Strom selbst zu erzeugen, gerade durch die Arbeit und in der Aktivität.

2.2. Das Studium dient in zweiter Bestimmung der Vorbereitung auf den Pfarrberuf. Das ist die Seite des Studiums, die wir – im Unterschied zum „Studieren“ – als das „Lernen“ bezeichnen können. Dies bedeutet, daß es

- a) ein wissenschaftliches Rüstzeug vermittelt,
 - b) daß es die persönlichen Identitätsprobleme, die gerade in der Vorwegnahme der Berufspraxis, also in der kritischen Auseinandersetzung mit dem zukünftigen Berufsbild entstehen, austragen hilft;
 - c) daß es den Schritt ins Berufsleben vorbereitet und Strukturen vorwegnimmt, die im Beruf verwirklicht werden sollen;
 - d) daß es die volkswirtschaftlichen Bezüge zu akzeptieren hilft, indem es Gemeindegewirklichkeit erfahren läßt und
 - e) daß es in die „vita communis“ einübt, die im späteren Berufsleben gepflegt werden soll.
- a) Das wissenschaftliche Rüstzeug für den Beruf bedeutet die theologische Ausbildung, sofern sie zugleich dazu dient, im Pfarramt seine Aufgaben zu erfüllen. Dabei müssen wir bedenken, daß – wie wir oben gesehen haben – der Pfarrer zum großen Teil noch immer „Allestuer“ ist (Prediger, Lehrer, Liturg, Seelsorger, Verwalter, Organisator, Wissenschaftler, Publizist, Bauherr usw.), daß aber zugleich danach getrachtet werden muß, daß dieses „Ein-Mann-System“ abgebaut wird und das Dilettieren aufhört. In der Dialektik dieser Situation muß auch das Rüstzeug anvisiert werden, das hierfür nötig ist. Die Ausbildung muß weiter allgemein sein, die fünf klassischen Fächer beibehalten werden.
- Dabei sollte darauf Bedacht gelegt werden, daß die historischen (vor allem historisch-kritischen) Fächer nicht alle anderen Disziplinen überschatten und bezugslos zu den andern Fächern bleiben. So sollte Exegese auf die Systematik hinführen und immer auch für die

Praxis relevant werden. Eine stärkere systematisch-praktische Ausbildung muß darum im oben genannten Sinn angestrebt werden. Die praktische Theologie sollte wieder in der systematischen Theologie verwurzelt werden, befaßt sie sich doch mit dem Handeln in der Kirche und ist damit Wissenschaft von der gegenwärtigen Kirche. Sie muß nicht nur auf die Kirche hin, sondern von der Kirche her gesehen werden.¹⁷⁾ Die theologische Enzyklopädie darf in ihrer Mitte wieder zu Ehren gelangen: sie vermittelt die Spektralanalyse der Theologie. Sie schafft Orientierung, Gliederung und Wesensschau in der Theologie. Sie zeigt besonders dem Anfänger, wie er das Studium anpacken kann und sich darin leichter zurechtfindet.

Neben dieser allgemeinen und gleichmäßigen Ausbildung aber ist mehr und mehr – im Hinblick auf das neue Berufsfeld – Schwerpunktstudium zu betreiben sowie Nebenstudien oder auch Ausbildung in Hilfsdisziplinen zu fordern (besonders Soziologie, Psychologie, Philosophie). Sie sollen dem reiferen Studenten helfen, seine speziellen Begabungen und Interessen zu erkennen und sich darin zu vertiefen. Im Hinblick auf Kooperation und Teamwork im Pfarramt soll Fachausbildung möglich sein. Das geschieht – wo es sich durchführen läßt – in Sonderinstituten innerhalb der Fakultäten oder durch Tutorensystem, was selbst in kleineren Hochschulen möglich ist, wo jeder Fachprofessor die Spezialisierungsaufgaben übernehmen kann. Von hier aus soll sich dann auch der Weg zur Forschung und akademischen Weiterbildung eröffnen.

b) Die Krise, die sich aus dem Problem des „Rüstzeuges“ ergibt, kann aber tiefer gehen. So schreibt eine Gruppe von Vikaren: „Das Studium reicht weder als Rüstzeug aus, um die Aufgaben des herkömmlichen Pfarramtes einigermaßen befriedigend ausüben zu können, noch leitet es an, ein neues identitätsvermittelndes Berufskonzept zu entwickeln, geschweige denn, es in die Praxis umsetzen zu können... Wir alle haben im Verlauf dieses Ausbildungsganges mehr oder weniger ausgeprägte Zweifel gehabt, ob wir ihn fortsetzen sollten und könnten, und wir haben diese Zweifel als Infragestellung der persönlichen Identität erlebt.“ Eine Antwort, wie diese Krise zu überwinden sei, lautet aus derselben Gruppe: „Unserer Ansicht nach geht das nur über den Weg einer Klärung der diffusen und ambivalenten Einstellungen zur Institution Kirche und zur Berufspraxis ihrer Funktionäre, der Pfarrer. Denn nur, wenn

sich der Theologiestudent hiermit identifizieren und seiner Meinung nach sinnvolle und befriedigende Arbeit leisten kann, wird er eine ihn langfristig tragende Identität finden können.“¹⁸⁾ Der Ansatz bei den kirchlichen Aufgaben spielt dabei eine große Rolle. Dieser Ansatz wird während des Studiums allerdings oft verdrängt und verunsichert. Eine Fülle hindernder Rollenvorschriften und sozialer wie kirchlicher Zwänge stehen dabei im Wege. Dieses Herkommen von den pfarramtlichen Aufgaben wird aber auf die Dauer nur dann eine tragende Identität vermitteln, wenn sie auch theologisch begründet und reflektiert sind. Die Identitätsfindung geht auch hier zwar nicht durch die Theologie, aber „durch sie hindurch“. Es geht um eine innere Übereinstimmung des praktischen Tuns mit den zentralen Inhalten des biblisch christlichen Auftrages.¹⁹⁾

Die Ausbildung hat also auch eine therapeutische Funktion. Es ist aufmerksam gemacht worden²⁰⁾, daß die Ausbildung auch Trainingsmöglichkeiten bieten müßte, in denen die Kontrolle des Eigenverhaltens gelernt und somit eigene Sozialisierungsschäden aufgearbeitet werden.

c) Gelernt werden muß dann vor allem auch Funktionsgliederung und kollegiale Zusammenarbeit. Dazu sollten Strukturen, wie sie im zweiten Teil dieses Referates beschrieben worden sind, schon während der Ausbildung geschaffen werden. Die Bildung von Arbeitsgruppen bekommen von hier aus ebenfalls eine große Bedeutung. Das „Ein-Mann-System“ kann auch dadurch gesprengt werden, daß die Studenten Mitsprachrechte bekommen, Vertreter in die theologischen hochschulpolitischen Gremien entsenden und dadurch, daß ihre Vertreter wiederum auch demokratisch herausgefunden werden. Man sollte sich auch vor Augen halten, daß das „Vaterbild“ und das Leitbild „Hirt und Herde“ schon am Professor entsteht, der alles leitet, bestimmt und besser weiß und kann. In der Verhaltensweise der theologischen Lehrer sollte danach gestrebt werden, das nach und nach abzubauen. Auch das Schwerpunktgewichtstudium kann die Illusion des „Alleskönnens“, „Allestuns“ frühzeitig zerstören helfen und die Kooperation vermitteln. Die Seminararbeit weist ebenfalls in diese Richtung.

d) Die volkshochschulischen Öffentlichkeitsbezüge werden vermittelt, indem der Student, der meist in größeren Städten sein Studium absolviert, mit dem so gearteten kirchlichen Leben vertraut wird. Hier spielen die Kontakte eine entscheidende Rolle, die man

schon als Student herstellen kann. Annahme von Einladungen, Wahrnehmung von öffentlichen Verpflichtungen, diakonische und soziale Tätigkeit usw. können schon hier geübt werden. Die Kontakte mit den Studenten anderer Fakultäten, mit Menschen eines anderen Bildungsniveaus und eine gesellschaftsoffene Haltung werden von der theologischen Ausbildung her zu begrüßen und zu fördern sein. Das alles aber muß sein Gegengewicht

e) im Leben in der Gemeinde haben. Der Theologiestudent muß zugleich in das Gemeindeleben hineinwachsen. Am Gemeindeleben wird er nicht nur Rüstzeug mitbekommen, sondern die „vita communis“ lernen, die er als Student in der studentischen Gemeinschaft und später als Pfarrer in der Gemeinschaft von Pfarrbrüdern, Mitarbeitern und Gemeindegliedern verwirklichen soll. Besonders in kleinen, in Minderheitskirchen, wird es immer so sein, daß die wenigen Studenten einer Akademie, einer Fakultät oder einer kirchlichen Hochschule an einen gemeinsamen Ort gestellt sind, in dem sie schon – vor einem eventuellen Predigerseminar – das gemeinsame Leben pflegen und üben können (z. B. durch gemeinsame Andachten). Man scheue sich nicht davor und fürchte nicht eine Durchbrechung des „akademischen Prinzips“. Man ermutige aber auch nicht Tendenzen, die darauf ausgehen, ein frustriertes Studieren durch ein geistliches Leben allzu schnell reparieren oder gar ersetzen zu wollen. Nur bei völligem Ernstnehmen und Durchhalten eines wissenschaftlichen Studiums läßt sich das geistliche Leben auf der Hochschule legitimieren.

3. Gerade die beiden letzten Erwägungen (Leben in der volkkirchlichen Öffentlichkeit, Leben in der Gemeinde und gemeinsames Leben) haben darauf hingewiesen, daß die Ausbildung mit dem Begriff „Studium“ nicht abgeschlossen werden kann. Der Ausbildungsweg muß darum weiter laufen.

Der theologische Ausbildungsweg könnte folgendermaßen eingeteilt werden: Studium (eventuell mit „Praktika“), Vikariat (womöglich mit „Predigerseminar“) und Weiterbildung während des Berufes (eventuell auch akademische Laufbahn: Promotion usw.).

Methodisch könnte zum Studium über das im vorigen Abschnitt Gesagte hinaus noch hinzugefügt werden: Der Aufbau mit Einteilung in Grund- und Hauptstudium ist unbedingt zu befürworten. Die ersten Studienjahre hätten dann nicht nur die Funktion der Vorbereitung, sondern der Grundlegung des Studiums. Sie sind bereits

wissenschaftliches Studium, nicht dem Studium vorgeordnete Materialsammlung. Das Grundstudium endet mit einer Prüfung (die bei uns „Grundprüfung“ hieß). Das Hauptstudium ist dann gründliche wissenschaftliche Ausbildung, verbunden mit Schwerpunktstudium, also Spezialisierung. Es wird durch das erste theologische Examen abgeschlossen.

Das Vikariat soll ein sorgfältig vorbereitetes „Lehrvikariat“ sein, nicht eine Hilfspfarrerarbeit, selbst dort nicht, wo der Pfarrermangel groß ist. Es geht auch hier noch in erster Reihe um das Lernen und Ausgebildetwerden. Es ist vielleicht die entscheidendste Station bei der Vermittlung der Praxis. Dazu gehört Ausbildung von Vikarsleitern. Ihre Ausbildung sollte bei der Ausbildung der Pfarrer mehr berücksichtigt werden. Die Teilnahme an einem Predigerseminar (Praktisch-theologischem Institut) ist – wo es besteht – eine gute Einrichtung. Gewiß wirft ihre Existenz eine Reihe von Fragen auf; vor allem muß die spezifische Aufgabe des Seminars herausgefunden werden: die ist weder eine Neuaufwärmung des Studiums (dann meist auf niedrigerem Niveau), noch ein Außerkraftsetzen aller wissenschaftlicher Kenntnisse und Ansprüche, die man vorher auf der Hochschule erworben hat. Sie soll die Vermittlung von Theorie und Praxis „im Wege eines auf Dauer gestellten Phasenwechsels von praktischem Versuch und methodisch kontrollierter Reflexion dieses Versuches“ ermöglichen. (Also: Hypothesenbildung – Experimentierte Erprobung – Korrektur der Hypothese²¹.) Die Zeit an einem Predigerseminar ist Teil der Vikariatszeit, wird ebenfalls vor dem zweiten theologischen Examen zugebracht und bildet somit den Abschluß der formalen Ausbildung.

Hier ergibt sich die Frage des zweiten Bildungsweges. Dieser Weg ist (in vielen Kirchen) unter dem Druck des Pfarrermangels und der Tatsache, daß mancher dienstwillige junge Mann den Anforderungen eines akademischen Studiums nicht gewachsen ist, in Form einer seminaristischen Ausbildung in vielen lutherischen Kirchen freigegeben worden²²) oder beruht auf älterer bewährter Tradition. Er hat vielerorts gute Früchte getragen und soll grundsätzlich und von vornherein nicht verworfen werden. Es können sogar Impulse von einer weniger akademisch geformten Tradition kommen, die den Lernprozeß fördern. Gerade die Arbeit in Gruppen, in Form von Gesprächen, haben nachgewiesenermaßen eine größere Chance, im Lernprozeß die Aufnahmefähigkeit zu beein-

flussen sowie Veränderungen oder Korrekturen von Vorstellungen hervorzurufen. Das Hauptgewicht sollte daher weniger auf den Vorlesungen liegen, als auf Seminar- und Gruppenarbeit.

In die Studienzeit einbeziehen kann man auch ein Praktikum. Das Praktikum kann schon während des Studiums wertvolle Einblicke in die jeweilige Situation der Kirche und der Kirchengemeinde sowie das Berufsfeld des Pfarrers vermitteln. Es hilft weiterhin mit zur Bewältigung des im vorigen Abschnitt beschriebenen Lernprozesses, vor allem der Identitätsfindung.

Zum Schluß muß noch erwähnt werden, daß die Pfarrerausbildung mit keinem Bildungsweg und keiner Abschlußprüfung wirklich zu Ende kommt. In ihr ist die theologische Fortbildung immer gefordert, die — auf dem gestern Erworbenen fußend — das Heute verarbeitet, um für morgen gerüstet zu sein.

Anmerkungen

- ¹⁾ Vgl. H. Thielicke, Die Angst des heutigen Theologiestudenten vor dem geistlichen Amt, 1967; Wolfg. Herrmann, Die Angst der Theologen vor der Kirche, Kohlhammer, 1973 — dort auch weitere Literatur.
- ²⁾ Siehe W. Herrmann, a. a. O., S. 23.
- ³⁾ Für deutsche Verhältnisse liegen interessante, ausführliche Statistiken vor, z. B. K. W. Dahm, Beruf: Pfarrer; Claudius, München, 1972, bes. S. 86 ff.; ders. in: RGG 3. Aufl., Bd. V, Sp. 283 ff.
- ⁴⁾ Vgl. W. Herrmann, a. a. O., S. 24 f.
- ⁵⁾ Vgl. die interessante Auswertung einer Untersuchung von Jens-Marten Lohse, Theologiestudenten in eigener Sache, in: Reform der theol. Ausbildung, Hg. von H. E. Hess und H. E. Tödt, Bd. 8, Kreuzverlag 1971, S. 11 ff., bes. S. 48.
- ⁶⁾ Vgl. Sup. C. Kohl, Das neue Gesicht der Gemeinde, Referat, gehalten auf der Minderheitskirchenkonferenz des LWB 1970 in Poiana Brassov, Rumänien.
- ⁷⁾ Vgl. W. Herrmann, a. a. O., S. 118 f.; 121.
- ⁸⁾ So K. W. Dahm, a. a. O., S. 100 u. ö.
- ⁹⁾ Dahm, a. a. O., S. 108.
- ¹⁰⁾ Eine Reihe von statistischen Erhebungen bestätigen diese in vielen Kirchen bekannte Erfahrung, z. B. Yorick Spiegel, Der Pfarrer im Amt, Kaiser Verlag 1970, passim.
- ¹¹⁾ J. Matthes, Emigration der Kirche aus der Gesellschaft; Tr. Rendtorff, Zur Säkularisierungsproblematik; bei Spiegel a. a. O., S. 120.
- ¹²⁾ Spiegel, a. a. O., S. 121.
- ¹³⁾ Vgl. Kohl, a. a. O., S. 2 ff.

- 14) Theologiestudium, Entwurf einer Reform, a. a. O., S. 121.
- 15) Herrmann, a. a. O., S. 27, 54.
- 16) Herrmann, a. a. O., S. 51.
- 17) Ausführliches darüber in: Theologia Practica, IX. Jhg. 1974, Heft 1, passim.
- 18) J. Grein, Identität und Praxis, zit. nach Dahm, a. a. O., S. 139.
- 19) Dahm, a. a. O., S. 141.
- 20) H. Reiser, Identität und religiöse Einstellung, bei Herrmann, a. a. O., S. 134.
- 21) So Dahm, a. a. O., S. 65.
- 22) RGG 3, Bd. V, Sp. 298 f.

Alle Prediger sollen gewiß sein, daß sie sagen können: Gott sagt's, das ist Gottes Wort; und wenn ich das Wort Gottes predige, so ist's soviel, als wenn ich schwöre. Wer nun des nicht gewiß ist und nicht sagen kann: Gott redet's, der mag das Predigen wohl lassen; denn er wird nichts Gutes schaffen.

Martin Luther